

MIX

MAGAZIN FÜR VIELFALT
GRAUBÜNDEN

Einen gemeinsamen Takt finden Soziale Integration gelingt im Zusammenspiel
Lebensnah Der erfrischend hartnäckige Weg einer Churer Fussballerin

Integriert Das Schweizerdeutsch fand über einen Pizzo in unser Land





Liebe Leserin, lieber Leser

FELIX BIRCHLER
INTEGRATIONS-
DELEGIERTER
KANTON
GRAUBÜNDEN

Inhalt

EDITORIAL

NACHGEFRAGT

3 Yoldaş Gündoğdu über den Erfolg von «kurds & bündig»

THEMA

4 Einen gemeinsamen Takt finden

Damit die Teilhabe am gesellschaftlichen und kulturellen Leben allen möglich ist, müssen auch alle Verantwortung übernehmen. → Seite 4

8 Katharina Barandun über das nachbarschaftliche Zusammenleben

10 Die Lücke finden: drei Türöffnerinnen und Türöffner erzählen

KANTON GRAUBÜNDEN

12 Lokaltermin in Pany: Engagement statt Ressentiments

14 Fachstelle Integration: Mehr als nur Spracherwerb

16 Engagiert: Ilknur Güngör, Vorbild für Landsleute und Jugendliche

CARTE BLANCHE

17 Angelika Overath über ihr Leben in Sent

«Es macht einen Unterschied, ob man freiwillig ein neues Zuhause wählt oder ob man als Flüchtling irgendwo hineingeworfen wird.» → Seite 17

LEBENSNAH

18 Eine Sportlerinnenseele

Tore, Taktik, Teamspirit – das ist die Welt von Ragavi Mahendrarajah. Ihr Weg zur Fussballerin erforderte allerdings einen Ruck in der Familie. → Seite 18

INTEGRIERT

20 Das Schweizerdeutsch

IMPRESSUM

Mir ist es ein Anliegen, das Thema Integration aus einer breiten Perspektive zu betrachten: Es betrifft nicht nur Migrantinnen und Migranten, sondern jede Einzelne und jeden Einzelnen von uns. Wir alle stehen vor der Herausforderung, ein gesundes Mass zwischen gesellschaftlicher Teilhabe und individueller Freiheit zu finden. Im einen Extremfall drohen Einsamkeit und soziale Isolation, die Menschen an den Rand der Gesellschaft drängen. Im andern eine «Überintegration», bei der erdrückende soziale Normen wenig Raum für Individualität lassen. Wo wollen wir uns als Gesellschaft auf diesem Spektrum positionieren?

Die soziale Integration verläuft nicht linear und lässt sich auch nicht allein an Sprachkenntnissen oder beruflichen Erfolgen messen. Sie ist vielmehr ein fortwährender Prozess, in dem es um das Aufbauen von zwischenmenschlichen Kontakten und sozialen Netzwerken geht – sowohl für Zugewanderte als auch für Einheimische. Das gemeinsame Engagement von Behörden, Regelstrukturen, aber insbesondere auch von der Zivilgesellschaft und zahlreichen Freiwilligen zeigt, wie bereichernd schon kleine Erfolge sein können – das veranschaulichen wir in dieser MIX-Ausgabe.

Integration fordert von uns, unsere sozialen Normen kritisch zu hinterfragen und neue Formen des Zusammenlebens zu entwickeln. In einer Gesellschaft, die so vielfältig ist wie die unsere, besteht die Herausforderung darin, Wege zu finden, die individuelle Freiheit und kollektive Verantwortung in Einklang zu bringen. Dies gelingt uns, wenn wir Integration als gesamtgesellschaftliche Aufgabe verstehen, die uns alle betrifft. Lassen Sie uns gemeinsam weiter daran arbeiten – im Wissen, dass Integration keine Einbahnstrasse ist, sondern ein gegenseitiger Prozess, der Offenheit und Respekt verlangt. ●



Serhat Koca (links) und Yoldaş Gündogdu (rechts)

«Man fragt sich, wo der eigene Platz ist» Die Winterthurer Jugendfreunde Yoldaş Gündogdu und Serhat Koca fordern mit ihrem Comedy-Podcast «kurds & bündig» mehr migrantische Perspektiven in der Öffentlichkeit – mit riesigem Erfolg.

INTERVIEW:
PHILIPP
GRÜNENFELDER
FOTO: ZVG

MIX: Herr Gündogdu, was würden Sie sich selbst für eine Einstiegsfrage stellen nach all den Erfolgen der letzten Jahre?

Yoldaş Gündogdu (YG): Hm, vielleicht jene, ob ich es überhaupt geniessen kann? Ich muss mich oft selbst daran erinnern, wie weit ich gekommen bin. Das fantastische Leben, das ich jetzt als 29-Jähriger führe, war für mich als Kind einer alleinerziehenden Mutter mit 2500 Franken Einkommen noch unvorstellbar. Damals habe ich zwar Pro Sieben geschaut und ganz schüchtern davon geträumt, auch Entertainer zu werden, habe über die Jahre sogar Schritt für Schritt daran gearbeitet, aber eben... Und heute haben wir neben dem Podcast tatsächlich eine Show auf Pro Sieben. Ausserdem arbeite ich als Producer bei SRF und mache Filme und Dokus – eigentlich krass. Ich frage mich aber ab und zu, ob ich nicht auf zu vielen Hochzeiten tanze. Damit zurück zur Frage: Es ist fast zu viel, um es wirklich zu geniessen.

MIX: Ihr sagt, euer Podcast sei «für Menschen, deren Nachname im Word rot unterstrichen ist»...

YG: Wenn man in einem Land aufwächst, in dem keine der Medienfiguren wie man selbst heisst oder aussieht, dann fragt man sich, wo der eigene Platz in der Gesellschaft ist. Es gibt so viele, die sich in den Medien, aber auch in der Politik oder in Führungspositionen nicht repräsentiert fühlen. Meine Kindheit wäre weniger belastend verlaufen, wenn ich Vorbilder in Form einer

verständnisvollen Lehrperson mit Migrationshintergrund oder eben einer Entertainerin of colour am Schweizer Fernsehen gehabt hätte. Auch deshalb haben wir den Podcast gestartet.

MIX: «Kurds & bündig» basiert stark auf eurer engen Freundschaft und persönlichen Erfahrungen. Was macht das für andere so interessant?

YG: Wir machen Witze über Erlebnisse und Themen, die viele andere Migra-Kids auch kennen, zu denen Mitmenschen ohne Migrationshintergrund aber kaum Bezug haben – zum Beispiel über all die Besonderheiten kurdischer Hochzeiten. Wir verbinden ganz selbstverständlich beide Seiten: die Schweizer und die migrantische, wir reden Schweizerdeutsch, sprechen aber auch sonst «ihre Sprache». Dieser Mix macht es für sie besonders.

MIX: Warum ein Podcast und nicht zum Beispiel Politik?

YG: In erster Linie wollen und können wir unterhalten. Wir möchten Menschen zum Lachen bringen. Es ist unsere eigene Art, ein Gemeinschaftsgefühl zu schaffen – übrigens auch für Migra-Kids in Graubünden – und auch für Menschen, die Andri oder Flurina heissen (schmunzelt). Apropos Graubünden: Meine erste Zeit in der Schweiz habe ich als Vierjähriger 1999 in einer Flüchtlingsunterkunft in Chur verbracht...



Einen gemeinsamen Takt finden *Die soziale Integration erfolgt vielschichtig und lässt sich nicht delegieren. Weder an die zugewanderten Menschen noch an die Behörden. Damit die Teilhabe am gesellschaftlichen und kulturellen Leben allen möglich ist und unser Zusammenhalt stabil bleibt, müssen alle Verantwortung übernehmen. Das vielseitige Engagement Freiwilliger zeigt, wie nachhaltig und bereichernd das sein kann – selbst mit kleinen Gesten.*

TEXT: PHILIPP
GRÜNENFELDER
ILLUSTRATIONEN:
LORENA PATERLINI

Ein Flyer allein reicht nicht», bringt Daniel Schläpfer seine Erfahrung im Zusammenbringen von frisch zugewanderten und länger hier lebenden Menschen auf den Punkt. Der 56-jährige Lokführer engagiert sich im Verein «Offene Viamala» seit neun Jahren ehrenamtlich für die soziale Integration von Geflüchteten aus dem Transitzentrum Rheinkrone in Cazis. So knapp und richtig seine Praxiserkenntnis ist, so vielschichtig sind die Antworten auf die Frage, weshalb das nicht reicht. Schläpfers Antworten fallen erfrischend und motivierend aus, doch dazu später.

Die Spurensuche auf dem Weg zur sozialen Integration von Menschen mit Migrationshintergrund beginnt bei der Frage, was man darunter überhaupt versteht. Eine Auslegung rund um diese Definition, den gesellschaftlichen und individuellen Nutzen sowie die gesetzlichen Rahmenbedingungen für die Arbeit von Bund und Kantonen präsentiert die Fachstelle Integration in ihrer Publikation «Integration im Fokus», die im Mai 2024 erschienen ist (siehe Kasten S. 7). Eine der Erkenntnisse: Wenn es um die soziale

«Das Gelingen zwischenmenschlicher Kontakte spielt eine wichtige Rolle im Integrationsprozess.»

Integration geht, stellen Politik, Behörden, aber auch die Bevölkerung bisweilen stark voneinander abweichende Ansprüche und Erwartungen in den Raum. Unbestritten ist lediglich die Frage, welche Grund-

voraussetzungen notwendig sind: das Erlernen einer lokalen Sprache (siehe S. 14), eine berufliche oder schulische Ausbildung, die Erreichung wirtschaftlicher Unabhängigkeit und die Achtung unserer Gesetze und Normen.

Erneuerter Gesellschaftsverständnis

Auch die Sozialwissenschaft setzt sich mit dem Thema auseinander. Eva Mey, Professorin am Institut für Vielfalt und gesellschaftliche Teilhabe an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Zürich (ZHAW), arbeitet mit ihrem Team gegenwärtig an einem Projekt im Auftrag des

Staatssekretariats für Migration (SEM), das Vorschläge ausarbeiten soll, wie sich die gesellschaftliche Integration von Geflüchteten erfassen und «messen» lässt. Unsere Gesellschaft sei so heterogen wie noch nie – ganz unabhängig von der Zuwanderung, erklärt die Soziologin, weshalb es keine einfachen Antworten gebe. «Die Schweiz lässt sich nicht mehr so einfach in die Einheimischen und die Zugewanderten unterteilen», so Mey, schliesslich würden rund 40 Prozent der Menschen ab 15 Jahre über eine Migrationsgeschichte verfügen – «Migration ist Normalität». Somit sei es auch längst nicht mehr angebracht zu denken, die soziale Integration einer Person lasse sich an der Anzahl Kontakte zu Schweizerinnen und Schweizern messen. «Zu welchen Schweizerinnen und Schweizern», fragt Mey rhetorisch. Gleichwohl spiele das Gelingen zwischenmenschlicher Kontakte eine wichtige Rolle im Integrationsprozess. Denn ein wesentlicher Erfolgsfaktor auf dem Weg zur gleichberechtigten Teilhabe an unserem sozialen und gesellschaftlichen Leben sei der Aufbau von sozialen Netzwerken, die bei der Ankunft in den meisten Fällen ganz und gar fehlen würden, so Mey weiter. Aber auch bezüglich dieser Ausgangslage mahnt die Wissenschaftlerin zu einer differenzierten Sichtweise.

Unterschiedliche Voraussetzungen

Ebenso gross wie die Vielfalt in der Aufnahmegesellschaft sei diejenige der zugewanderten Menschen selbst. «Am einen Ende der Skala stehen sehr gut ausgebildete, gut verdienende Migrantinnen und Migranten mit sicherem Aufenthaltsstatus und entsprechend privilegierten Startvoraussetzungen. Sie haben ihren neuen Lebensmittelpunkt sorgfältig ausgesucht, sich damit schon vor der Niederlassung auseinandergesetzt und können in der Regel auswählen, wo und wie sie wohnen möchten», so Mey. Als eines der Beispiele am anderen Ende nennt sie Geflüchtete. «Sie mussten Hals über Kopf in ihrer Heimat aufbrechen, haben oft Traumatisches erlebt, ihr Aufenthaltsstatus bleibt lange unsicher, sie leben meist in schlechteren, nicht selbst gewählten Wohnverhältnissen und müssen ungleich grösseren Aufwand betreiben, um eine berufliche Perspektive zu bekommen», so Mey. Allein schon aufgrund dieser Umstände sei nachvollziehbar, dass die Hürden zum Aufbau sozialer Netzwerke sehr unterschiedlich seien. «Ein nicht zu unterschätzender Faktor ist die Wohnsituation. Bezahlbare Wohnungen in gemischten Quartieren fördern den Kontakt zwischen Zugewanderten und Einheimischen», betont Mey. Das Verlegen in die Peripherie und die





Segregation würden die Isolation hingegen eher verstärken und Integrationsprozesse behindern. «Erfreulicherweise schaffen wir das in der Schweiz recht gut. Ghettos, wie in ausländischen Grossstädten, gibt es bei uns nicht.» (Siehe Interview mit Siedlungscoach Katharina Barandun, S. 8.)

Regelstrukturen mit Verantwortung

Das Fördern von gesellschaftlicher Teilhabe in allen Lebensbereichen ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, bei der die staatlichen Regelstrukturen eine zentrale Rolle spielen – nicht nur, weil das im Integrationsgesetz so gefordert wird. «Schulen, Berufsbildungsinstitutionen oder das Sozial- und Gesundheitswesen haben auch ein Eigeninteresse, ihre Informationsangebote und Aufgaben auf die immer diversere Gesellschaft auszurichten», betont die Professorin, denn dies würde beispielsweise schulischen Misserfolgen, medizinischen Fehlbehandlungen aufgrund missverständlicher Diagnosen, steigenden Sozialausgaben oder Konflikten entgegenwirken. Wer sich nicht willkommen fühle sei ausserdem schlicht weniger motiviert, zu kooperieren. «Wir alle wollen dazugehören und respektiert werden», so

«Es ist für Menschen sehr hemmend, wenn sie sich lediglich als Fall in einem amtlichen Prozess verstanden fühlen.»

Mey. Gerade was die Akzeptanz und Offenheit der Aufnahmegesellschaft betreffe, sollten die Regelstrukturen mit gutem Beispiel vorangehen, die interkulturelle Sensibilisierung aktiv fördern und strukturelle Barrieren abbauen, beispielsweise die (rassistische) Diskriminierung.

Endlich (wieder) ein Mensch

Mey hebt in den Regelstrukturen das Schweizer Erfolgsbeispiel Volksschule hervor: «Dass bei uns prinzipiell alle Kinder die staatliche Grundschule besuchen müssen, ist ein zentraler Grundstein der sozialen Integration, sagt sie und äussert Unverständnis für Modelle, in denen junge Menschen zu lange in parallelen Strukturen verbringen müssen: «Jedes Jahr zählt.» Seien die Kinder erst mal in den Regelstrukturen, sei es ausserdem auch für die Eltern einfacher, sozialen Anschluss zu finden. «Es ist für Menschen sehr hemmend, wenn sie sich lediglich als Fall in einem Status-Verfahren oder in einem anderen amtlichen Prozess verstanden fühlen», sagt Mey. «Im Schulkontext werden sie von der Aufnahmegesellschaft hingegen in einer anderen, menschlichen Rolle angesprochen: als Mutter oder als Vater mit entsprechenden Bedürfnissen, Sorgen und Freuden – das ist so viel motivierender und verbindender», betont sie.

Damit die Regelstrukturen ihre vielschichtige und oft herausfordernde Integrationsaufgabe sinnvoll und zielgerichtet wahrnehmen können, ist eine gute Zusammenarbeit mit den anderen verwaltungsinternen Know-how-Trägerinnen, wie etwa der Fachstelle Integration, entscheidend. «Diese Zusammenarbeit ist in einzelnen Kantonen, Städten und Gemeinden noch unbefriedigend – aber es zeichnet sich Besserung ab», so die Fachfrau.

Auch Vertrauenssache

Die Erfahrung, dass gerade geflüchtete Menschen sich als Nummer in einem System empfinden, erlebt auch Daniel Schläpfer. Gerade deshalb reiche es nicht, einfach Flyer zu verteilen und Menschen zu gemeinsamen Aktivitäten einzuladen. «Geflüchtete brauchen Vertrauen – in diesem Fall zu mir», sagt Schläpfer. «Sie wollen keine Fehler machen, weil sie Angst haben, das Asylgesuch wird sonst vielleicht abgelehnt. Dann ziehen sie sich zurück.» Er organisiert verschiedene Sportaktivitäten, um die Menschen aus der Isolation zu holen und mit Einheimischen in Kontakt zu bringen. «Erst wenn sie verstehen, dass ich eine Privatperson bin, fassen sie Vertrauen. Dafür braucht es etwas Geduld und direkten Kontakt, auch Mund-zu-Mund-Propaganda – keinen Flyer», so seine Erfahrung, denn manche würden dahinter gar die Polizei vermuten. «Wegen schlimmer Erfahrungen in ihren Herkunftsländern oder wegen Misshandlungen durch Polizeikräfte auf der Fluchtroute ist das Misstrauen gegenüber dem Staat gross», lautet seine Erklärung. «Aber irgendwann haben sie geschnallt, dass ich unabhängig bin», freut er sich.

Auf Gegebenheiten abgestimmt

Neben der Unabhängigkeit sind zivilgesellschaftliche Engagements wie das von Daniel Schläpfer aus vielen weiteren Gründen unersetzbar und ebenso wertvolle Ergänzungen zu den Angeboten von Behörden und Regelstrukturen. Non-Profit-Organisationen, Vereine, Stiftungen, religiöse Gemeinschaften, Kulturgruppen oder auch Nachbarschaftsinitiativen schaffen Angebote, die auf lokale

Gegebenheiten eingehen. «Ohne dieses oft ehrenamtliche Engagement würde gar nichts laufen», unterstreicht Eva Mey, schliesslich seien einst sogar die heutigen Fachstellen aus solchen Initiativen hervorgegangen. Die Engagements unterliegen oft weniger politischen und bürokratischen Zwängen als staatliche Institutionen und können dadurch schneller auf neue Herausforderungen reagieren und innovative Lösungen anbieten.

«Am Anfang bin ich richtig erschrocken, dass in der Region Viamala niemand etwas angeboten hat, um die Leute aus der Langeweile und Isolation zu holen, auch nicht das Amt», blickt Schläpfer in die Anfänge seines Engagements zurück. «Alle meinen, «die bekommen ja sowieso alles», doch das ist überhaupt nicht so», erklärt Schläpfer und nervt sich bis heute über die Haltung vieler Menschen, gegenüber denen er sein Engagement rechtfertigen muss. «Weil ich schon lange Volleyball spielte, nahm ich einfach mal zwei Jungs mit ins Training, die ich über andere Angebote unseres Vereins ein wenig kannte», erzählt er. «Dann kamen weitere dazu und wollten Fussball spielen – eines Tages standen dann fast 30 Männer bei mir, die ich in den FC Thusis/Cazis vermitteln sollte», lacht er. Weil das natürlich nicht gehe, habe er entschieden, selbst etwas auf die Beine zu stellen. So habe er kurzum die Infrastruktur organisiert und regelmässige Trainings angeboten.

Das Gegenüber verstehen

Später kamen weitere engagierte Personen mit zusätzlichen Sportangeboten hinzu, etwa Schwimmkursen für Frauen. «Das hat manchen Männern nicht gepasst, schon gar nicht, wenn beide Geschlechter zusammen schwimmen», sagt der Vater von zwei erwachsenen Kindern. «Ich erklärte immer und immer wieder, weshalb das hierzulande doch geht», kommt Schläpfer auf eine andere wichtige Aufgabe zu sprechen: kulturelle Unterschiede zu erklären, den Sinn unserer Verhaltensweisen und -regeln aufzuzeigen, aber auch das Gegenüber zu verstehen. «Am Anfang nervte ich mich jeweils, wenn die Leute zum Beispiel dauernd zu spät kamen», erzählt Schläpfer. Irgendwann jedoch habe er realisiert, dass Zeit in deren Herkunftsländern oft gar keine oder nur eine sehr untergeordnete Rolle spiele. «In einer Mischung aus Beharrlichkeit, Geduld und Bestimmtheit schaffte ich es schliesslich, dass sie von allein einsahen, dass Pünktlichkeit auch Vorteile hat, man zum Beispiel gleich mit dem Match beginnen kann und somit länger spielen kann», sagt er schmunzelnd. «So lernen sie quasi mit Spass und nebenher, was nachher im Job oder in der Schule von grosser Wichtigkeit ist». Die Bedeutung solcher Vermittlungseffekte, quasi nebenbei, beobachtet auch Eva Mey im Rahmen ihrer Untersuchungen. «Die informelle Ebene hat eine sehr grosse Hebelwirkung», weiss sie.

Türen öffnen

«Gegenüber sogenannten Tandem-Angeboten, in denen eine freiwillige Person aus der lokalen Bevölkerung eine mit ihr zusammengebrachte, migrierte Person bei Behördengängen unterstützt, Hilfe bei der Wohnungssuche und beim Lernen anbietet oder beim Verstehen kultureller Gepflogenheiten hilft, war ich allerdings lange skeptisch», gesteht Mey. Aus soziologischer Perspektive habe sie das Delegieren zum Lösen von eigentlich strukturellen Problemen an Einzelne kritisiert – bis sie für den Kanton Zürich ein entsprechendes Programm wissenschaftlich evaluiert habe. «Unzählige Migrantinnen und Migranten erzählten uns, dass sie im Tandem zum ersten Mal überhaupt ein Gegenüber aus der lokalen Bevölkerung hatten, das nichts von ihnen wollte und sich sogar aufrichtig für sie oder ihn interessierte», so Mey. «Es war unglaublich, zu sehen, was es in einer einzelnen Biografie ausmachen kann, wenn du eine Person hast, die dir ihre Zeit schenkt, dir zuhört und da und dort eine Tür öffnet» (siehe Porträts, S. 10). Und für jene, die sich freiwillig engagieren? «Aus meinem Umfeld höre ich immer wieder, «die nutzen dich doch nur aus»», sagt Schläpfer. Das Gegenteil sei der Fall, entgegnete er dann: «Ich bekomme viel zurück.» Es sei toll zu sehen, wenn es zwei Jungs plötzlich ins Team des FC Thusis/Cazis schaffen, oder wenn eine Gruppe mit der Zeit die Organisation selber in die Hand nimmt, bei den Behörden direkt eine Sporthalle reserviere oder in Chur sogar ganz neue Angebote auf die Beine stelle. «Da geht mir das Herz auf».

«Es ist unglaublich, was es ausmachen kann, wenn du eine Person hast, die dir ihre Zeit schenkt und dir zuhört.»

Daneben? Dazwischen? Mittendrin!

Die Frage, ab wann in der Schweiz jemand sozial integriert ist, spaltet die Gemüter. Was bedeutet das für die Integrationsarbeit von Bund und Kantonen? In der Publikation «Integration im Fokus» machte die Fachstelle Integration Graubünden im Mai 2024 eine Auslegeordnung. Mit der jährlich erscheinenden Publikation ermöglichen die Verantwortlichen ergänzend zur MIX Einblicke in ihre Aufgabestellungen und Projekte, die sie im Rahmen des Kantonalen Integrationsprogramms (KIP) beschäftigen.



→ integration.gr.ch |
Rubrik «Aktuelles» |
Publikation «Integration im Fokus 2024»



MIX: Frau Barandun, in was für einer Nachbarschaft leben Sie selbst?

Katharina Barandun (KB): Vor einem halben Jahr bin ich von einem grossen Einfamilienhaus mit WG und Bed & Breakfast in eine Wohnsiedlung gezogen – weil ich u. a. weniger «Ballast» wollte. Ich lebe jetzt immer noch in einer WG, aber mit ganz neuer Nachbarschaft. In meinem Job* muss ich Menschen oft überzeugen, sich für das Zusammenleben zu engagieren. Nun fand ich mich für einmal in der umgekehrten Rolle.

MIX: Sie leben in Wettingen, einer Gemeinde mit rund 20'000 Einwohnenden. Gibt es Unterschiede, wie man Nachbarschaft lebt in einem Bündler Bergdorf, in Chur oder in Zürich?

KB: Das hängt eher davon ab, ob man wählen kann, wie und wo man wohnt. Der Bezug zu einem Ort ist ein anderer, wenn man in das ehemalige Elternhaus ziehen kann und die Gemeinschaft über Generationen mitprägt, oder wenn man in einer Agglomerationsgemeinde oder auf dem Land lebt, «nur» weil man sich die Wohnung im teuren Stadtzentrum nicht mehr leisten kann.

«Es braucht Menschen, die bereit sind, die Nachbarschaft aktiv mitzugestalten.»

MIX: Was passiert, wenn ich den Ort nicht bewusst wählen kann, beispielsweise als geflüchtete Person, die es nachweislich schwer hat, eine geeignete Wohnung zu finden?

KB: In solchen Situationen kann es vorkommen, dass man im Wohnumfeld zu lange zu viel aushält, weil man sich nicht exponieren will – etwa aus Angst, die Wohnung oder den Aufenthaltsstatus wieder zu verlieren. Man schweigt, obwohl die Nachbarn sich unangemessen verhalten. Oder umgekehrt: Man hält die Kinder an zu kurzer Leine, weil sie den andern zu laut sein könnten ... Wenn man die lokale Sprache noch nicht so gut beherrscht und die Gewohnheiten noch nicht alle kennt, ist man zusätzlich gehemmt, den Dialog zu suchen. Diese übertriebene Zurückhaltung kann gefährlich sein, denn das Wohnen hat auch einen wichtigen gesundheitlichen Aspekt.

«Alle wollen friedlich und schön wohnen» Soziale Integration beginnt vor der eigenen Haustüre. Katharina Barandun weiss, was vielfältige Nachbarschaften bewegt. Als Siedlungscoach trifft die Sozialarbeiterin sowohl auf Konflikte als auch auf Herzerwärmendes.

INTERVIEW: PHILIPP GRÜNENFELDER. FOTO: REGIONALE 2025 / BERTSCHI ZÜRICH

MIX: Was braucht es für eine gute Nachbarschaft in einem vielfältigen Wohnumfeld?

KB: Neben Toleranz braucht es immer und überall Menschen, die bereit sind, die Nachbarschaft aktiv mitzugestalten und dafür auch Zeit investieren. Das heisst, auch mal selbst den ersten Schritt zu machen. Man muss nicht jeden Freitag miteinander «kaffe» gehen. Wir alle, ganz egal mit welchem Hintergrund, wünschen uns in der Nachbarschaft aber ein Gefühl des Vertrauens.

«Wir alle, egal mit welchem Hintergrund, wünschen uns in der Nachbarschaft ein Gefühl des Vertrauens.»

MIX: Sind interkulturelle Nachbarschaften anspruchsvoller als andere?

KB: Jede Struktur hat ihre Herausforderungen, aber auch ihren Segen. Wenn du eine Person bist, die in das Wohnumfeld passt, das heisst, wenn du es selbst wählen kannst, fühlst du dich in der Regel wohl. Meine Erfahrung zeigt, dass sich Menschen bewusster für eine gute Nachbarschaft engagieren, wenn sie aus Budget- oder anderen Gründen nicht ganz selbst aussuchen können, wie und in welcher Umgebung sie wohnen. Sich gegenseitig zu unterstützen und zu helfen, macht eben auch glücklich, trotz aller Reibungen. Und Streit kann es überall geben.

MIX: Zum Beispiel wegen Abfall ... ?

KB: Wir haben hier vergleichsweise hohe Ansprüche, was das betrifft. Aber grundsätzlich wollen alle Menschen nicht nur friedlich, sondern auch schön wohnen. Beim Thema Abfall fehlt einigen schlicht noch das Wissen, wie man hierzulande damit umgeht. Wenn man es ihnen freundlich erklärt und nicht gleich mit erhobenem Zeigefinger auf sie zugeht, sind sie sogar sehr dankbar dafür. Manche sehen aber auch gar nicht, wenn draussen «Fötzeli» oder «Petfläschli» herumliegen. Sie haben schlicht sonst zu viel um die Ohren mit der Arbeit, den Kindern, der neuen Lebenssituation, der Unsicherheit etc. Wobei wir bei einem wichtigen Punkt sind.

MIX: Welchem?

KB: Wir müssen in unserer vielfältigen Gesellschaft wieder lernen, aufeinander zuzugehen. Solidarität wird immer wichtiger und fehlt meiner Ansicht nach zu oft. Wichtig ist, zuerst bei der anderen Partei vorbeizuschauen, sie persönlich anzusprechen, wenn etwas harzt; es ist zwar schwieriger, aber zielführender, als die Hausverwaltung, eine Behörde oder die Polizei zu alarmieren. Wenn sich die Situation nicht bessert, dann sollte man Hilfe von aussen holen. Noch besser lässt man Missverständnisse und Konflikte erst gar nicht aufkommen, vor allem in Siedlungen, wo es brodeln könnte.

MIX: Was schlagen Sie vor?

KB: Neben Gruppenaktivitäten habe ich sehr gute Erfahrungen gemacht mit einer Willkommenskultur, wo alteingesessene die neuen Nachbarn persönlich begrüssen. Gerade mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die hier keine oder überforderte Eltern haben, und die immer mal wieder für Aufregung sorgen können. Sie brauchen eine Person, die sie in der Bewältigung von Alltagsfragen unterstützt. Eine Unterstützung ist auch das Vermitteln von Netzwerken und Fachstellen z.B. für die Lehrstellensuche.

«Sich gegenseitig zu unterstützen und zu helfen, macht eben auch glücklich, trotz aller Reibungen.»

MIX: Welche Rolle spielen partizipative Projekte oder eben Gruppenaktivitäten, wie Sie sie vor allem initiieren?

KB: Interkulturelle Initiativen sind sehr wichtig, um Menschen zusammenzubringen. Und zwar bereits in den guten, nicht erst in den belastenden Momenten. Man begegnet sich an einem Fest bekanntlich anders als bei Problemstellungen in der Waschküche. Ein ebenso gutes wie einfaches Beispiel ist die Kulinarik. Auch die Migrationsbevölkerung liebt es, an Anlässen selbst zubereitete Spezialitäten mitzubringen. Wenn wir sie auch noch hübsch und geografisch geordnet präsentieren, dann geht allen das Herz auf. Übrigens entstehen zahlreiche Nachbarschaftskonflikte wegen Gerüchen. Lernen wir die Ursache dafür über den Gaumen

kennen, bauen wir nicht selten Vorurteile ab. Liebe geht bekanntlich durch den Magen ...

MIX: Können Sie ein weiteres Mitwirkungsbeispiel nennen?

KB: Bei einem Spielplatzprojekt durften sich Eltern aktiv einbringen. Ich begegnete dort auch einem jungen Vater vom Balkan, der keine Erfahrung mit demokratischen Prozessen hatte und es kaum glauben konnte, als ich gerade seine Skizze für ein mögliches Spielgerät zum Spielplatzbauer brachte und der es nach heutigen Massstäben adäquat umsetzte. So lernte der Vater, dass diejenigen Demokratie ausmachen, die sich auch einbringen. Er hat den Spielplatz mit seinem Söhnchen übrigens am meisten genutzt und sich danach auch darüber hinaus im Quartier engagiert, etwa beim «Fötzele» ...

«Man begegnet sich an einem Fest anders als bei Problemen in der Waschküche.»

MIX: Was war Ihr schönstes Erlebnis in der Siedlungsarbeit?

KB: In meinem allerersten Projekt habe ich in einer Zürcher Siedlung mit Gewalt- und Vandalismus-Problemen mit Vätern gearbeitet. Diese Zielgruppe war neu in der Integrationsarbeit und es gestaltete sich entsprechend schwierig, an sie heranzukommen: Männer aus unterschiedlichsten Ländern, oft mit patriarchal geprägten Mustern und wenig Kontakt untereinander. Wie sie schliesslich alle gemeinsam nach und nach Vertrauen und Mut fassten, ihre eigenen Muster zu hinterfragen und dem Problem mit den unbequemen Jugendlichen gemeinsam zu begegnen, das war herzerwärmend.** Ist es bis heute.

* Siedlungscoaching ist ein neues Arbeitsfeld, das angesiedelt ist zwischen den Anliegen und Bedürfnissen der Bewohnenden, der Siedlungsverwaltung und weiteren Interessierten in Quartieren und Gemeinden. Es trägt dazu bei, nachbarschaftliche Beziehungen und sozialen Zusammenhalt zu stärken.

** Zum Väterprojekt gibt es einen Videobeitrag: <https://bit.ly/vaeterprojekt>



Die Lücke finden *Tür- öffnerinnen und Türöffner spielen eine wichtige Rolle auf dem Weg zur sozialen Integration. Wer einst profitierte, engagiert sich später oft selbst.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER. FOTOS: NICOLA PITARO

Pepita Bernasconi (30), Chur

«Beim Sport gibt es keine Sprachbarrieren»

Mein Studium und die Arbeit als Architektin führten mich vom Lago Maggiore u. a. nach Schottland, Australien und Deutschland. Dank der Liebe fand ich vor zwei Jahren nach Chur, wo ich mich wirklich wohlfühle. Weil mein Partner in Untervaz aufgewachsen ist, knüpfte ich schnell erste Kontakte – zu seiner Familie und seinen Freunden. Allerdings ist es mir ein Anliegen, auch eigene Freundschaften pflegen zu können. Solche hier aufzubauen, braucht Zeit und ist herausfordernd, obwohl ich einiges dafür unternehme. Grosse Freude bereitet mir das Freiwilligenengagement im Projekt «peer to peer» des SRK Graubünden. Ich organisiere und leite Sportaktivitäten für junge Geflüchtete und schlage damit zwei Fliegen auf einen Schlag: Ich lerne selbst spannende Menschen kennen und kann für jene etwas bewirken, die diesbezüglich wirklich eine schwierige Ausgangslage haben. Beim Sport gibt es keine Sprachbarrieren, keinen Konsumzwang, und weil wir trotz unterschiedlichster Herkunft alle irgendwie im gleichen Boot sitzen, entsteht schnell Verbundenheit. ●



Kidane Aradom (54), Küblis

«Um dazuzugehören, muss man viel beobachten»

Als ich vor ein paar Jahren mit der Anerkennung als Flüchtling endlich eine eigene Wohnung suchen durfte, wollte ich mit meiner Familie unbedingt in ein Dorf, nicht nach Chur. Ich glaubte, die soziale Integration gelingt besser an einem Ort, wo man fast gezwungen ist, Kontakte zu Einheimischen zu knüpfen. Dass wir bis heute im Prättigau leben, beweist, dass es funktioniert hat. Neben unserer Offenheit brauchte es dafür auch etwas Glück in Form einer Nachbarsfamilie, zu der wir über die Kinder schnell Kontakt gefunden haben und die uns weitere Türen ins Dorfleben öffnen konnte. Um zu einer Gemeinschaft zu gehören, muss man neben der Sprache deren Eigenheiten beobachten und verstehen: Wie verhält man sich z. B. im Bus? Ist man laut oder eben nicht? Auch solche vermeintlich kleinen Erkenntnisse bringe ich heute in verschiedene Projekte ein. Unter anderem engagiere ich mich für die Fachstelle Integration als interkultureller Brückenbauer. In dieser Funktion begleite ich Geflüchtete auf Augenhöhe im ganzen Paragrafen-, Anerkennungs- und Integrationsdschungel.



Edda Manno (56), Küblis

«Niemand sucht sich aus, wo er geboren wird»

Es war eher Zufall, dass ich mit meinem Mann vor 33 Jahren in Küblis gelandet bin. Er aus Südtirol, ich aus der Steiermark, sind wir damals nicht grad reihenweise eingeladen worden – ausser von einer bereits früher zugezogenen Deutschen. Das war ungewohnt, denn ich selbst bin sehr offen und kontaktfreudig. Mein Elternhaus war eine Gerberei, wo die Leute ein und aus gegangen sind. Dort hörte ich von einer australischen Kundin auch zum ersten Mal Englisch. Es faszinierte mich so sehr, dass ich es sofort lernte und später als Au-pair in die USA ging. Bis heute eigne ich mir Sprachen an, sie eröffnen den Zugang zu anderen Kulturen und Menschen. Mein Motto lautet: Jeder Mensch hat dieselben Chancen verdient. Schliesslich sucht sich niemand aus, wo er geboren wird. Seit 2017 engagiere ich mich deshalb im Freiwilligenprojekt «eins zu eins» des SRK Graubünden. Wir begleiten geflüchtete Personen oder Familien bei der alltäglichen Integration. Begonnen habe ich mit Efrem, einem jungen Eritreer im Alter eines meiner Kinder. Anfänglich war er sehr schüchtern, doch dann entwickelte er sich wunderbar und ging seinen Weg. So was bereichert doch auch mich.



Engagement statt Ressentiments

Seit Anfang Mai ist das Transitzentrum «Lasaris» in Pany in Betrieb. Mehr als 50 Asylsuchende und vorläufig aufgenommene Personen sind hier derzeit untergebracht. Unterstützt werden sie von einer Gruppe Freiwilliger aus dem Dorf.

TEXT:
RENÉ MEHRMANN.
FOTOS:
PETER MÜLLER

Der Ausblick ins Tal und auf die gegenüberliegenden Berge ist majestätisch. Zuerst gilt es aber, einige Spitzkehren zu bewältigen auf dem Weg vom Prättigauer Talgrund hoch nach Pany. Diesen Weg nehmen auch die Asylsuchenden, die vom Bund dem Kanton Graubünden zugewiesen und von diesem im Transitzentrum «Lasaris» in Pany untergebracht werden. Sie finden einen Ort vor, der Ruhe ausstrahlt – weit weg vom hektischen Alltag.

Ganz so ruhig war es nicht im Dorf, eine Fraktion der Gemeinde Luzern, als die Bevölkerung im Frühling 2024 von den Plänen des Amts für Migration erfuhr, im Haus «Lasaris», einem früheren Ferienheim der Aargauer Gemeinde Buchs, Asylsuchende unterzubringen. Die Unsicherheiten waren teilweise gross und wurden an zwei Informationsveranstaltungen diskutiert.

Eine Chance geben

Mit dem Einzug der ersten Asylsuchenden in Pany anfangs Mai legten sich die letzten Befürchtungen. Dies ist mitunter auch der Verdienst von Peter Müller und einer Gruppe Freiwilliger, welche die Geflüchteten während ihrer ungewissen Zeit im Prättigau unterstützen. «Es gibt sicher immer noch Ressentiments gegenüber den Asylsuchenden in Pany, aber diese sind nicht sichtbar», erzählt er bei einem Besuch im Transitzentrum.

Für ihn und seine Kolleginnen und Kollegen war klar, dass man den Geflüchteten eine Chance geben muss. Sie seien überzeugt davon, dass man Menschen in Not nicht einfach warten und sich selbst überlassen könne und denken, das werde dann schon gut. Zwölf Franken pro Tag erhält in der Schweiz ein Asylsuchender in einem Transitzentrum, während er auf seinen Asylentscheid wartet. Und ausser den Arbeiten im Zentrum wie kochen, aufräumen und putzen haben die Asylsuchenden keine Möglichkeit, etwas zu tun.



Eigenes Lehrmittel erarbeitet

Hier kommen die freiwilligen Unterstützerinnen und Unterstützer ins Spiel. Für sie war klar, dass die Geflüchteten möglichst schnell Deutsch lernen sollten. Im Dachstock des Transitzentrums richteten sie einen Raum als Schulzimmer ein. Die benötigten Materialien wie Stifte, Blöcke, ein Flipchart und einen Hellraumprojektor wurden von Firmen gestiftet, die Müller anschrieb. Schwieriger erwies sich die Suche nach einem geeigneten Lehrmittel. Kurzerhand entwarf Müller ein eigenes: «Vom ABC zum Wort». Bereits zwei Monate nach dem Einzug der ersten Bewohner ins Haus «Lasaris» fanden die ersten Schulstunden statt.

Gemeinsame Unternehmungen

Seither unterrichten sieben Freiwillige während eineinhalb Stunden jeweils zweimal die Woche drei Klassen in Deutsch. Die Bewohnerinnen und Bewohner des Transitzentrums dürfen, müssen aber nicht am Unterricht teilnehmen. Die Stunden sind aber gut besucht und werden rege genutzt. Aus diesen Deutschstunden entwickelten sich weitere Unternehmungen der Gruppe Freiwilliger mit den Asylsuchenden. So sei man gemeinsam wandern gegangen und eine der Unterstützerinnen habe die Klasse zu einem Besuch bei sich zu Hause eingeladen.

Als besonderes Erlebnis schildert Müller den Besuch der reformierten Kirche in Pany mit einigen Geflüchteten. «In einer Schulstunde fragten sie mich, ob man die Kirche besichtigen könne», erzählt er. Er sei dann mit ihnen zum Gotteshaus gegangen, das gleich neben dem Haus «Lasaris» liegt, und habe es ihnen gezeigt. Daraus entstand das Interesse, einmal einem Gottesdienst beizuwohnen. Auch diesem Wunsch seiner Schülerinnen und Schüler wurde bald einmal entsprochen.

Ebenfalls geplant, aber noch nicht umgesetzt wurde die Idee eines Grillabends mit der Dorfbevölkerung und den Bewohnerinnen und Bewohnern des Transitzentrums. Nun sei der Sommer zwar Vergangenheit, aber der nächste komme bestimmt, so Müller.

Mit ihrer gelebten Solidarität bringt die Gruppe Freiwilliger aus Pany den geflüchteten Bewohnerinnen und Bewohnern nicht nur die Kultur der Schweiz und die Sprache näher, sondern zeigt auch, wie viel man bewegen kann, wenn man Hemmungen und Vorurteile ablegt und aufeinander zugeht.



ITALIANO

Impegno invece di risentimento

All'inizio di maggio, presso il centro di transito «Lasaris» di Pany, sono arrivati i primi richiedenti asilo. Quando è stata resa nota la decisione del Cantone dei Grigioni di collocare i rifugiati nell'ex casa per colonie un tempo utilizzata dal Comune argoviese di Buchs, l'indignazione degli abitanti del villaggio era grande. Nel frattempo circa 60 richiedenti asilo vivono nel centro e la situazione si è visibilmente distesa. Questo grazie anche all'impegno di un gruppo di sette volontari sotto la guida di Peter Müller che, tra le altre cose, impartiscono lezioni di tedesco ai rifugiati e organizzano escursioni e altri eventi. Per loro era chiaro sin dall'inizio che bisognava aiutare i rifugiati e dare loro una possibilità.

RUMANTSCH

Engaschament empè da resentiments

Il cumenzament da matg èn arrivads ils emprims requirents d'asil en il center transitoric «Lasaris» a Pany. Cura ch'il chantun Grischun aveva communitgà ch'ins veglia plazzar fugitivs en l'anteriura chasa da vacanzas da la vischnanca da Buchs (AG), era l'indignaziun gronda tar las abitantas ed ils abitants dal vitg. En il fratemp vivan var 60 requirentas e requirents d'asil en il center, e la situaziun è sa calmada considerablamain. Quai er grazia a l'engaschament d'ina grupp da set persunas voluntarias enturn Peter Müller, ch'instrueschan tranter auter tudestg a las fugitivas ed als fugitivs e che fan spassegiadas ed autras excursiuns cun els. Per els saja quai stà cler dapi l'entschatta, ch'ins stoppia gidar e dar ina schanza a las fugitivas ed als fugitivs.

Mehr als nur Spracherwerb *Die Kenntnis einer unserer lokalen Sprachen ist ein wichtiger Schlüssel zur Integration. Weil der Weg dazu oft schwieriger ist, als man denkt, werden vorläufig aufgenommene Personen und anerkannte Flüchtlinge in Graubünden durch die Fachstelle Integration begleitet – eine vielseitige Aufgabe.*

TEXT:
RENÉ MEHRMANN.
FOTO:
NICOLA PITARO

Meine Haupttätigkeit im Alltag ist die sprachliche Integrationsförderung von Erwachsenen», sagt Daniela Sutter, Fachverantwortliche Bildung und Soziales in der Fachstelle Integration. Zu ihren weiteren Aufgaben gehören aber auch die Kontaktaufnahme mit allen neu anerkannten Flüchtlingen und vorläufig aufgenommenen Personen sowie die Vermittlung von Informationen über die Integrationsförderung. «Ich bin erst zuständig für eine Person, wenn diese den Asylentscheid bekommen hat», führt sie aus. Personen, die noch im Asylverfahren sind oder einen negativen Entscheid erhalten haben, gehören nicht in ihren Zuständigkeitsbereich. Auch Personen aus der Ukraine mit Schutzstatus S haben eine andere Ansprechperson.

Sprachunterricht geben Sutter und ihr Team von der Sprachförderung selber keinen, ihre Aufgabe ist die Organisation und Koordination der Kurse. Der Unterricht selbst

«Für jede Person den passenden Kurs zu finden ist eine Herausforderung.»

findet in öffentlichen Sprachschulen statt, mit denen die Fachstelle zusammenarbeitet. Sutter und ihre Kolleginnen bleiben für ihre Klientinnen

und Klienten so lange zuständig, bis diese ausreichende Sprachkenntnisse erarbeitet haben und bereit sind für den nächsten Schritt des Integrationsprozesses, die berufliche Integration. Dann übernehmen die Jobcoaches.

Von ein paar Monaten bis zu mehreren Jahren

Sutter sieht ihre Aufgabe weniger als Beraterin, sondern eher als Begleiterin während der ersten Phase des Integrationsprozesses für Geflüchtete, die in Graubünden das Bleiberecht erhalten haben. Die Dauer ist völlig offen und

stark abhängig von der Sprachbegabung und den Lebensumständen der Person. «Meine Begleitung kann ein paar Monate dauern, aber auch mehrere Jahre», sagt sie.

In der Regel bekommen Asylsuchende zuerst den Entscheid, dass sie in der Schweiz Aufenthaltsrecht erhalten. Diese Mitteilung erhält auch die Fachstelle Integration. «Wir nehmen dann brieflich Kontakt mit den Personen auf, heissen sie herzlich willkommen im Kanton Graubünden und vermitteln ihnen im Schreiben erste Grundinformationen», sagt Sutter. Dieses Schreiben erhalten die Personen in ihrer Muttersprache, damit diese Informationen auch verstanden werden.

Sorgfältige Bestandsaufnahme

Danach lädt die Fachstelle die Personen zu einem SprachEinstufungstest ein. Dieser gibt einen Anhaltspunkt über die Sprachkenntnisse der Klientinnen und Klienten. Dieser Test sei aber nicht nur ein Sprachtest, sondern auch eine Bestandsaufnahme über den Bildungsstand, das Lerntempo und ob die betreffende Person bereits eine andere Fremdsprache erlernt hat und in unserer lateinischen Schrift alphabetisiert ist. «Das sind Informationen, die für den weiteren Verlauf des Integrationsprozesses wichtig sind», erklärt Sutter. Nach diesen Abklärungen startet die sprachliche Integration mit einer Einladung zu einem Sprachkurs.

«In Graubünden gibt es ein gutes und vielfältiges Kursangebot», sagt Sutter. Das reiche von Unterricht für lernungewohnte Personen, die noch nie eine Schule besucht haben, bis zu Kursen für Frauen und Männer, die in ihrem Herkunftsland bereits eine akademische Ausbildung absolviert haben. «Für jede Person den passenden Kurs zu finden ist eine Herausforderung», ergänzt Sutter.



Viel Ausdauer und Geduld

Wie eng Daniela Sutter und ihr Team die Klientinnen und Klienten während der Sprachintegration begleiten, sei von Fall zu Fall verschieden. «Manche sehen wir ein- oder zweimal mit gelegentlichen Kontakten per Telefon oder E-Mail, andere wiederum hören wir fast wöchentlich, je nachdem, was um die Sprachkurse herum noch zu organisieren ist», sagt sie.

Sutter betont, dass es einem viel abverlange, eine neue Sprache zu lernen, unabhängig von der schulischen Vorbildung oder der Sprachbegabung. Es brauche auch Interesse, Motivation, Offenheit; die Bereitschaft, Fehler zu machen und viel Durchhaltevermögen. Wichtig sei ausserdem, dass bei ihren Klientinnen und Klienten die Möglichkeit vorhanden sei, eine neue Sprache zu lernen. Es gebe immer wieder Teilnehmende, bei denen andere Prioritäten im Vordergrund stünden. Zum Beispiel familiäre, berufliche

oder gesundheitliche Angelegenheiten. «Das hat Auswirkungen auf den Lernerfolg», so Sutter. «Es reicht nicht, nur im Unterricht zu sitzen und zuzuhören. Es erfordert auch die Bereitschaft und Zeit, sich

«Es geht auch darum, dass die in Graubünden aufgenommenen Personen das gesellschaftliche System verstehen.»

mit der Sprache auseinandersetzen zu können, und es ist wichtig, sie in den Alltag einzubinden.» Das liege aber in der Verantwortung der Teilnehmenden.

Über die Sprache unsere Gesellschaft verstehen

Das Ziel der Sprachförderung ist nicht nur der Spracherwerb allein, wie Sutter betont. Es geht auch darum, dass die in Graubünden aufgenommenen Personen das gesellschaftliche System verstehen. Um die Struktur und Organisation einer Gesellschaft begreifen zu können, seien Sprachkenntnisse eine Grundvoraussetzung. «Denn erst durch diese können Informationen gesucht, gefunden und eben auch verstanden werden, zum Beispiel bei Fragen rund um das Bildungssystem oder das Gesundheitswesen», sagt Sutter. Darüber hinaus sind Sprachkenntnisse eine Voraussetzung für den Aufbau eines persönlichen Netzwerks. «Dies hilft den Menschen, bei uns im Kanton Anschluss zu finden und Eigenständigkeit zu erreichen», ergänzt sie.

Sutter ist immer wieder beeindruckt von der Leistung, die die Teilnehmenden der Sprachkurse erbringen. «Es ist eindrücklich, was diese Menschen im Alltag leisten, auch angesichts anderer Herausforderungen wie eine nicht optimale Wohnungssituation, gesundheitliche Probleme oder Geldsorgen», sagt sie.

Verschiedene Herausforderungen

Konfrontiert sind Sutter und ihr Team im Arbeitsalltag mit verschiedenen Herausforderungen vor allem in Bezug auf die Rahmenbedingungen. Das kann zum Beispiel aufgrund des Lehrpersonenmangels ein knappes Kursangebot sein oder ein unzureichendes Angebot an Tagesstrukturen. «Es gibt immer noch Gemeinden ohne Nachmittagsbetreuung für die Kinder, was die Verfügbarkeit von Eltern mit Betreuungspflichten für Sprachkurse stark einschränkt», führt Sutter aus. Das könne bedeuten, dass ein Elternteil sogar auf einen Sprachkurs verzichten müsse.

Eine weitere Herausforderung sei die geografische Grösse des Kantons. «Die Sprachschulen sind in den Zentren zu finden», so Sutter, «und es ist für die Klientinnen und Klienten oft nicht einfach, An- und Rückreise an den Wohnort mit den anderen Verpflichtungen in ihrem Alltag unter einen Hut zu bringen.» Auch fehle ein familiäres Netzwerk wie beispielsweise Grosseltern, das bei der Betreuung von Kindern mithelfen könne. In solchen Fällen kümmere man sich auch um diese organisatorischen Fragen rund um den Besuch eines Sprachkurses.

Begleitet werden die Klientinnen und Klienten mindestens bis zum Sprachniveau A2. Danach beginnt die berufliche Integration und die Person wird dann von einem Jobcoach betreut. Die Sprachförderung endet jedoch nicht mit dem Beginn der beruflichen Integration, sondern wird nach Möglichkeit individuell weitergeführt. ●

Vorbild für Landsleute und Jugendliche

Vor fünf Jahren flüchtete Ilknur Güngör mit ihrer Familie in die Schweiz. Schon bald darauf begann sie sich in der Freiwilligenarbeit zu engagieren. Etwas, das sie schon in der Türkei gemacht hatte.

TEXT: RENÉ MEHRMANN. FOTO: NICOLA PITARO

Geflüchtete treffen oft auf Hindernisse, die ihnen den Start in der Schweiz nicht einfach machen. Gerade die fremde Sprache erweist sich meist als Stolperstein, um sich im Alltag und im Asylverfahren zurechtzufinden. Hilfe finden die Neuzugezogenen unter anderem bei der Bündner Beratungsstelle für Asylsuchende.

Hier engagiert sich Ilknur Güngör als ehrenamtliche Übersetzerin für Türkisch. Für sie sei dieses Engagement ein Glücksfall, erzählt sie. «Ein Kollege, der dort gearbeitet hat, wies mich darauf hin, dass die Verantwortlichen eine Dolmetscherin suchten.» Sie habe sich sofort gemeldet und den Job bekommen. Aber nicht nur, dass sie die türkische Sprache beherrscht, war für Güngör ein Vorteil. Auch dass sie in der Türkei Jura studiert und im Strafrecht gearbeitet hatte, konnte sie nutzen. «Ich kenne die Dokumente aus der Türkei und kann den verantwortlichen Juristinnen der Beratungsstelle erklären, was sie im türkischen Recht bedeuten», sagt sie. Das gebe ihr auch das erfüllende Gefühl, dass sie nicht nur als Dolmetscherin, sondern auch als Juristin arbeite.

Auch habe die Arbeit eine soziale Komponente. In der Türkei sei sie nie mit Fragen zum Umgang mit Minderheiten konfrontiert gewesen. In der Schweiz werde viel Wert darauf gelegt, dass man diese respektiere. Das habe sie erst hier kennengelernt und könne das nun ihren Klientinnen und Klienten weitergeben.



Flucht in die Schweiz

Aufgewachsen ist Ilknur Güngör in Istanbul. Sie ist dort zur Schule gegangen, hat studiert und danach als Juristin gearbeitet. Bis zum gescheiterten Putschversuch in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli 2016 führte sie ein normales Leben. Güngör hatte sich jahrelang als Freiwillige in einem Verein engagiert, dem nach den Ereignissen vorgeworfen wurde, daran beteiligt gewesen zu sein. Alle Mitglieder des Vereins wurden umgehend zu Staatsfeinden erklärt.

Auch Güngör wurde nach einer Weile nach dem Putschversuch von der Polizei gesucht und musste sich vor ihrer Flucht in die Schweiz zwei Jahre lang in ihrer Wohnung verstecken. Als sie schwanger wurde, beschlossen sie und ihr Mann zu fliehen und kamen über Griechenland in die Schweiz.

Soziales Engagement im Jugendtreff

Seit fünf Jahren lebt Ilknur Güngör nun mit ihrer Familie in der Schweiz. In der ersten Zeit während des Asylverfahrens sei es schwierig gewesen, sich zurechtzufinden, erzählt sie. Obwohl es keine Kursmöglichkeiten gab, habe sie angefangen, Deutsch zu lernen und erreichte im Selbststudium das Niveau B2.

Sozial engagiert hat sich Güngör bereits in der Türkei. Als ihr Sohn in der Schweiz geboren wurde und sie nach Chur zog, konnte sie eineinhalb Jahre lang keine Kurse und Veranstaltungen besuchen. «In dieser Zeit reifte mein Entschluss, dass ich anderen migrierten Frauen, Jugendlichen und Müttern helfen möchte», erzählt sie, «und ich entschied, dass ich dies professionell machen möchte.» Sie entschloss sich, Soziale Arbeit zu studieren. Dieses Ziel vor Augen zu haben, habe sie sehr schnell vorangebracht. Sie schloss die B2- und C1-Deutschkurse ab und begann im Jugendtreff Domat/Ems ein sechsmonatiges Vorpraktikum. Dieses benötigte sie, um an der Ostschweizer Fachhochschule in St. Gallen ein Studium in Sozialer Arbeit aufzunehmen. Inzwischen hat sie das erste Semester erfolgreich abgeschlossen.

Von grosser Bedeutung sind ihr auch ihre Tätigkeit im Rhein-Verein und als Brückenbauerin, ein Kurs, den sie im Rahmen der Fachstelle Integration absolvierte. Durch diese Tätigkeiten könne sie andere Flüchtlinge begleiten und ihnen aufzeigen, dass vieles erreicht werden kann mit einem Ziel vor Augen. «Ich möchte ihnen vermitteln, dass sie nicht hilflos sind», sagt sie. Sie erklärt das System in der Schweiz und zeigt auf, wo man Unterstützung finden und wie man seine Probleme lösen kann. Und auch wenn die erste Zeit in der Schweiz nicht einfach für sie war, so kann sie inzwischen sagen: «Heute gefällt es mir gut hier, ich bin zufrieden.»



Von Sent aus in die Welt

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Die 67-jährige Angelika Overath ist eine renommierte Stimme der deutschsprachigen Literatur. Geboren in Karlsruhe, studierte sie in Tübingen Germanistik, Geschichte und Italianistik. Ihr literarisches Werk umfasst Romane, Essays, Gedichte und Reportagen.

Vor 17 Jahren zog die Autorin mit ihrer Familie in das malerische Sent im Unterengadin. Die Region, geprägt von der rauen Naturschönheit und ihrer reichen kulturellen Tradition, hat einen nachhaltigen Einfluss auf Overaths Schaffen. In ihrem Schreiben verschmelzen die beeindruckenden Landschaften häufig mit tiefgehenden menschlichen Erkundungen und Reflexionen. Overath spricht Rätoromanisch, wurde Mitglied in der Uniun per la Litteratura Rumantscha und veröffentlichte Gedichtbände in der lokalen Sprache. Mit ihrem Mann betreibt sie die Schreibschule Sent, die zweisprachig ausgerichtet ist. Darüber hinaus engagiert sich die Autorin intensiv für kulturelle Projekte und das literarische Leben in Graubünden sowie den kulturellen Austausch zwischen Deutschland und der Schweiz. Sie hält Lesungen, nimmt an Literaturfestivals teil und schreibt regelmässig für Zeitungen und Magazine.

«In ihrem Schreiben verschmelzen die beeindruckenden Landschaften mit tiefgehenden menschlichen Erkundungen und Reflexionen.»

In ihrem aktuellen Buch «Engadinerinnen» (Limmat Verlag) porträtiert sie 18 unterschiedlichste Frauen zwischen 24 und 83 Jahren. Manche von ihnen sind zugezogen, andere haben ihr Heimatdorf nie verlassen. Aber jede von ihnen prägt auf eine besondere Weise das Leben in diesem Hochtal. Die Alltagsheldinnen erzählen von ihrer Leidenschaft für die Landwirtschaft, für Motoren, für das Hüttenleben oder für die Arbeit mit den Dorfkindern. ●

Miteinander

TEXT: ANGELIKA
OVERATH
FOTO: ZVG

Seit 20 Jahren wohnen wir im Unterengadin, in Sent, einem Dorf auf 1450 Metern Höhe. Fünf, sechs Monate Schnee im Jahr. Sent ist geprägt durch die «Randulins», die «Schwalben». Das waren einst Wirtschaftsemigranten, die nach Venedig, später nach ganz Italien und Europa gingen und versuchten, als Zuckerbäcker ihr Glück zu machen. Geling es, kamen sie in den Sommern zurück. Und investierten in ihr Heimatdorf. Bauten Palazzi, legten Alleen an, errichteten einen Friedhof, denn sie wollten hier begraben sein. Noch heute kommen die Nachfahren der «Randulins» im Sommer und bringen städtische Italianità mit. In unserem Bergdorf Sent (900 Einwohner) leben Menschen aus sieben Nationen. Italienische Familien, portugiesische, deutsche, holländische (das Hotel Val Sinestra ist in niederländischer Hand). Eine Familie ist aus dem Kosovo, eine aus Tschechien. Und es gibt einen Engländer. Viele Familien sind gemischt. Als unser ungetaufter Sohn siebenjährig in die Senter Schule kam (Unterrichtssprache Rätoromanisch), ging er mit den reformierten, den katholischen, den muslimischen Kindern zusammen in den Religionsunterricht. Je näher der Himmel, umso toleranter Gott. Und wir waren glücklich in dieses offene Dorfleben getaumelt.

Ich bin die Tochter einer sudetendeutschen Mutter, Enkelin von sudetendeutschen Grosseltern, die 1946 mit wenigen Habseligkeiten ihre böhmische Heimat verlassen mussten und in Süddeutschland strandeten. Wo sie nicht heimisch wurden. Es macht einen Unterschied, ob man freiwillig ein neues Zuhause wählt oder ob man als «Flüchtling» irgendwo hineingeworfen wird. Wir können nicht erwarten, dass traumatisierte Menschen sich auf ein Leben mit uns freuen. Aber wenn wir ihnen die Hand reichen, könnte es sein, dass sie uns etwas schenken.

Waren es nicht Engländer, die in St. Moritz den Wintersport erfunden haben? Ist nicht die Schweizer Verfassung durch Napoleon geprägt? Hat nicht Schiller den Tell-Mythos begründet? Ach, und die Engadiner Nusstorte? Engadiner Zuckerbäcker haben sie in Südfrankreich entwickelt. Im Engadin wachsen keine Baumnüsse. ●



41'000

**Fussballerinnen sind in
der Schweiz lizenziert**

Eine Sportlerinnenseele *Tore, Taktik, Teamspirit – das ist die Welt von Ragavi Mahendrarajah. Die Fussballerin von Chur 97 musste sich den Zugang dazu erkämpfen, ist heute aber umso zufriedener – auf und neben dem Spielfeld.*

TEXT:
PHILIPP
GRÜNENFELDER
FOTO:
DONATA ETTLIN

Es riecht nach frisch gemähtem Rasen. Mädchen und Buben spielen an diesem Spätnachmittag zusammen Matches auf einem der zahlreichen Fussballplätze der Sportanlage Obere Au in Chur, auf einem weiteren trainieren Jugendliche mit ihrer Coachin. Lachen ist zu hören, Schreie ab und zu, dazwischen Trillerpfeife. Später am Abend wird hier auch Ragavi Mahendrarajah Spielzüge einstudieren und an ihrer Kondition arbeiten – zusammen mit dem 2. Liga-Frauenteam von Chur 97. Dabei lag der 21-Jährigen einst eher der Duft von Chlor in der Nase als jener von Gras. Erst in der sechsten Primarstufe tauschte die Emserin den Badeanzug durch Nockenschuhe. Davor galt ihre Leidenschaft dem Vereinsschwimmen. «Allerdings war der Fussball immer schon Teil meines ausgeprägten Bewegungsdrangs», ergänzt sie, «nur halt auf den Quartierstrassen statt in einem Verein. Aber der Kitzel wurde immer grösser».

Hartnäckigkeit siegt

Mittlerweile blickt die Mittelfeldspielerin auf einige Jahre Vereinsfussball zurück. Keine Selbstverständlichkeit in ihrem Alter, denn der Frauenfussball erfreut sich in der Schweiz erst seit wenigen Jahren stark wachsender Beliebtheit. «Meine Eltern waren vom Wechselwunsch gar nicht begeistert. Das sei kein Mädchensport – und ausserdem gehe die schulische Ausbildung hin zur Matura vor», galt laut Mahendrarajah die Devise. Doch beim Gespräch auf der provisorischen Gerüsttribüne wird schnell klar: Diese Sportlerinnenseele ist nicht nur gewinnend sympathisch, sondern auch erfrischend hartnäckig. «Meine Eltern begriffen irgendwann, dass ich aus ganzer Seele kicken wollte, und sie anerkannten, dass ich talentiert war», sagt Mahendrarajah, die heute bereits ihrerseits Juniorinnen trainiert. Dieser unbändigen Begeisterung hätten Mutter und Vater, beide einst aus Sri Lanka nach Graubünden gekommen, nichts entgegenzusetzen können. «Später fanden wir auch einen Ausbildungskompromiss. Statt die Matura anzustreben, durfte ich voll auf die von mir bevorzugte kaufmännische Lehre setzen und verzichtete auf einen möglichen Wechsel zum grossen FC St. Gallen», blickt die heutige Kantonalbankangestellte zurück – sehr zufrieden, aber zwischen den Zeilen auch etwas wehmütig wegen der möglicherweise verpassten Fussballkarriere. «Jetzt, wo die Frauen-Nati so viele begeistert und nächstes Jahr die Heim-Europameisterschaft ansteht, kribbelt es erst recht», so Mahendrarajah. Sie lebt Fussball.

«Meine Eltern begriffen, dass ich aus ganzer Seele kicken wollte, und sie anerkannten, dass ich talentiert war.»

Teamspirit schlägt Rassismus

Auf die Frage, ob sie auf dem Rasen Rassismus erlebe, antwortet Mahendrarajah zögernd. «Es kommt vor. Von gegnerischen Spielerinnen und Trainerinnen. «Aber nicht zuletzt, weil sich meine Teamkolleginnen für mich stark machen, kann ich damit umgehen», beschwichtigt sie und lobt ihre Mitstreiterinnen darüber hinaus. «Wir sind wirklich eine tolle Truppe, in der alle willkommen sind und sich auch willkommen fühlen. Wir sind eine Fussballfamilie.» Wobei sie die verwandtschaftliche Familie dadurch nicht konkurrenziert sehen will. «Im Gegenteil. Meine Eltern und mein jüngerer Bruder sind mein Zentrum. Auch deshalb macht es mich so glücklich, wie meine Eltern mit meiner Hartnäckigkeit umgegangen sind und mit mir zusammen eine Entwicklung gemacht haben», sagt sie. «Eine schrittweise Ergänzung ihrer eigenen Ideale und Gewohnheiten, die teilweise auch mit ihrer Herkunft zusammenhängen, durch neue, insbesondere meine Sichtweisen – was uns unter dem Strich alle zufriedener macht.» Nebenan fällt ein Schlusspfeiff. Für ein Spiel, aber nicht für den leidenschaftlichen Weg von Mahendrarajah.

→ chur97.ch



Aus der Steppe über den Pizzo *Die Wurzeln des Schweizerdeutschen gründen südlich des Kaukasus. Dass es heute so populär ist, verdanken wir nicht zuletzt einem italienischen Berggipfel.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER. ILLUSTRATION: LORENA PATERLINI

Zugegeben, es liegt lange zurück. Aber ja, auch unsere Mundart ist einst zugewandert. Zumindest ihre Vorläufersprache Indoeuropäisch. Einst heisst vor etwa 5000 Jahren. Davor lebten unsere sprachlichen Ur-Ur-Ur-...Grosseltern im heutigen Armenien, dem nördlichen Iran und der Nordosttürkei, bevor sie über die pontisch-kaspischen Steppen als Reiternomaden nach Mittel-, West- und Nordeuropa fanden. Von da an entwickelten sich die europäischen Schwestersprachen wie Deutsch bzw. sein alemannischer Dialekt Schweizerdeutsch.

Aus sprachwissenschaftlicher Sicht gibt es übrigens keine Grenzen zwischen unseren alemannischen Dialekten und jenen im Elsass, in Baden-Württemberg, Vorarlberg oder den Walsersiedlungen. Hauptunterschied: Wir benutzen ihn heute fast in allen Gesprächssituationen vorrangig. Wobei auch das relativ neu ist. Noch im 18. Jahrhundert galt Schweizerdeutsch auch hierzulande vielerorts als zweitrangig oder gar minderwertig.

Dafür, dass sich das bis in die hochbürgerlichen und patrizischen Kreisen änderte, sorgten zuerst Dichter wie Johann Peter Hebel oder Jeremias Gotthelf. Den heutigen Mundartboom allerdings verdanken wir wohl auch den in den 1980er-Jahren aufgekommenen Privatradios wie Roger Schawinskis damals noch illegalem Radio 24 vom italienischen Pizzo Groppera. Sie setzten auch aus Vermarktungsgründen voll auf regionale Färbung durch Dialekt – und verhalfen dem Schweizerdeutschen definitiv zum Durchbruch auf allen Kanälen und Kommunikations-Apps. ●

→ In dieser Rubrik stellt MIX Alltägliches mit Migrationshintergrund vor, das wir längst eingebürgert und ins Herz geschlossen haben.

Impressum

OKTOBER 2024

MIX Magazin für Vielfalt Graubünden erscheint einmal jährlich und kann kostenlos abonniert werden: info@integration.gr.ch

HERAUSGEBER

Amt für Migration und Zivilrecht Graubünden
Fachstelle Integration

KONTAKT

Astrid Hüni, Informationsbeauftragte
Tel. +41 81 257 25 21, integration.gr.ch



REDAKTION

Philipp Grünenfelder, Büro für Kommunikation
philippgruenenfelder.ch

GESTALTUNG

Konzept: Sibylle Ryser und Andrea Gruber
Art Direction, Layout, Illustration Titelbild:
Sibylle Ryser
Foto Titelbild: Donata Ettlin

DRUCK

Casutt Druck AG, Chur; Auflage: 20 000 Ex.

